

Alban Nikolai Herbst

Die Unheil

Wir hatten, als wir sie kommen hörten, nicht mit der Unheil, mit gar nichts dergleichen gerechnet. Wir wußten ja nicht einmal, daß es sie gab. Doch ahnten wir etwas, die Unheil kündigt sich durch Stimmungen an. Nur daß das nicht anders ist, als wenn Ihr an der Küste merkt, das Wetter kippt: Hinter der See balle sich heraufziehend Schwarz. Aber Berlin liegt nicht am Meer. Deshalb nannten wir das entschieden „irrational“. Mit Recht. Man muß arbeitsfähig bleiben. Wir lachten. (Die Verwendung des Wortes „wir“ ist seit Ankunft der Unheil nicht mehr problematisch. Vielleicht war es das auch schon vorher nicht, und sie hat uns das zurück in die Körper gebracht. Insofern wirkt, wenn auch zu spät, die Unheil klärend. – Nicht länger problematisch ist ebenfalls das Wort „uns“.)

Wir hatten gespielt, intensiv, das rechnet uns, so hoffe ich, zur Milderung. Man möchte sich schließlich nichts nachsagen lassen. Wir wateten, aufgespannt zwischen Lofterhalt und Kindergarten, im Tagesgeschäft. Montags trafen wir unsre Geliebte in einem kleinen Mecklenburger Hotel. Die Sonne schien schräg auf den lindenbestandenen Biergarten herunter. Doch schon der Winter hatte die Unheil angekündigt, der ganze Frühling trug sie als Schmierfilm auf der Haut. Man hatte im Januar kaum heizen müssen, und das im sonst so bitterkalten Osten. Schon Anfang Februar hatte es bei Jüterbog eine erste Kirschbaumblüte gegeben. Dafür erkrankte im Juni anderswo der Hafer. Doch davon lasen wir nur. Es war überaus kühl, so kam es uns vor, wir merkten einfach nicht: Der Winter setzt sich fort.

Unser Leben lang ist es uns um Normierung gegangen, um geregelte Märkte, geregelten Tagesablauf. Nur keine Extreme. Wir mochten unsere Gehaltsabrechnung, den Firmenwagen und wie uns Karin sonntags am Frühstückstisch ansah, wir beide stolz auf die Jungs. Wir sahen auf den Tiergarten – unser Büro schaut aus der neunten Etage über die Lennéstraße hinweg – und fröstelten, obwohl es nicht unangenehm klimatisiert war. Uns fröstelte *der Anblick*, ich kann es nicht anders sagen. Wir standen auf, gingen hinaus, um uns einen Kaffee zu ziehen. Vor dem Automaten überkam uns die Wut. Wir schlugen die Faust gegen Blech, es schepperte, unten der Plastikbecher kippte aus der Halterung. Die braune heiße

Flüssigkeit ergoß sich über unsere Hosenbeine, Schuhe, den Bodenfilz. Weißliches Pulver rann nach. Das machte uns wütend erst recht, nun schrien wir endlich. Man brachte uns zum Arzt, da wir uns nicht beruhigen ließen.

Wir konnten die Unheil nicht mehr verleugnen, wir hatten sie den Bürogang entlangschreiten sehen: vorgebeugt in den Knien wippend. Ihre beiden Hände, die die Bodenleisten markierten, zog sie nach. Wir waren die ersten, die sie sahen, bevor es auch die anderen Gebäuden traf: vom Dachstuhl aus begannen die von Frost zu brennen. Wir sahen, es gibt kein Entkommen, da wirft was sein Netz über uns. Die Unheil, so hochgewachsen sie ist, kann sich wie Einzeller teilen: Betritt sie einen Raum, schreitet sie doch zugleich schon zum nächsten. So auch von Straße zu Straße. (Von Stadt zu Stadt? Von Land zu Land?)

Sie lächelte nicht, als sie uns sah. Sie nickte nicht, sie wippte ungerührt weiter. Ich glaube, sie kennt keinen eigenen, kennt keinen Mitschmerz. Derart wippend schritt sie durch uns hindurch. Wir hören ihr Grollen, wir sitzen auf unserer Couch, und unser Blick geht aus dem weißen, nach Propanol riechenden Raum durchs Büro. Man hat die Fenster geschlossen, denn flusig wehte Haar immer wieder herein. Wir überschauen die Etage. Das Haar rollt sich zu Staubmäusen ein, treibt durch die Flure, spröd wie von Greisen oder gestorbenen Kindern. Man darf es nicht berühren, wir steigen und sehen das Dach. Wir sehen die anderen Dächer, die Stadt zieht sich zusammen, eng die Hauswand an die Hauswand gedrückt. Die neuen Wolkenkratzer ducken sich. Manche ihrer Scheiben sind von dem Haar schon ganz blind. Es wird immer schwieriger, Luft zu holen, wir würgen, so kitzelt und kratzt es hinterm Zäpfchen. Selbst die Krankenbesucher kommen mit Taschentüchern vor den Mündern. Sie nehmen sie auch beim Sprechen nicht runter. Doch wird sowieso wenig gesprochen, wir sehen uns schweigend an, nicht in die Augen, nein, auf die Münder, dann auf die eigenen Hände.

Hinterm Fenster zieht sich die lange, rostrote Wölbung des Haynkomplexes den Tiergarten entlang. Die meisten Wohnungen darin stehen nach wie vor leer, das hatten wir bei Grundsteinlegung schon prophezeit. Dennoch meine ich, es wäre besser, nun einzuziehen. Das Areal sieht wie eine Arche aus, wir rufen: Ich bin der Noah des Feuers. Dann kommt der freundliche Zivi und gibt uns eine Tablette. Wir bitten Karin, nach der Haynverwaltung zu fragen. Sie soll sich erkundigen, wir

ziehen um. Aber sie sträubt sich, sie sieht nicht ein, was das helfen soll. Wahrscheinlich versteht sie die Unheil insgesamt nicht. Erzählen wir ihr deshalb zu viel, wird sie unsere Rettung verhindern.

Wir werden hinauslaufen heute nacht. Wir haben das Fenster manipuliert, nun schließt es nicht mehr richtig: Das Haar wurde in der Ritze zu einem schmutzigen Filz gepreßt, so stark ist der Sog in die Zimmer. Wir werden, wenn wir das Fenster aufreißen werden, einen Mundschutz tragen, den haben wir vom Zivi genommen. Dann werden wir hinausklettern, durch den Park laufen und die Paare suchen. Und wir werden sie in den Haynkomplex schicken. Wir werden seine Türen und Fenster verdichten. Dann werden wir uns auf den Boden hocken, vor die Tische, werden uns in den Betten, falls es welche gibt, zusammenrollen. Und lauschend warten. Wie uns die Unheil vom Boden hebt. Und vielleicht auf den Boden zurücksetzt, kehrt sie in ihr Weltall zurück.

ANH, Juni /Oktober 2004
Berlin